

Die Ansiedelung im Walde

Autor(en): **Päivärinta, Pietari**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 6

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663376>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unten, bei Tübingen, schließt sich das von vielen Dörfern belebte Neckartal; da schauen von Nordosten und Osten die lichtblauen Berge der Schwäbischen Alb, Teck, Neuffen, Achalm herein, im Süden (auf unserm Bilde nicht mehr sichtbar) grüßt der nahe Hohenzollern. Links

vorn aber schwebt vor einem schmalen, lindmurmartigen Gebirgszug, dem Mittelpunkt einer ausgebildeten Drachensage, auf lustiger Höhe lieblich strahlend die schlichte, vielbesungene „Wurminger Kapelle“.

Em Sunntig zue . .

Es goht e so en lise, en eigne Such durs Sus;
es isch wie heimlis Freue: Gottlob isch d'Wuche us!

E grütklets Mäß voll Arbet hät si in Nerme freit,
mängs Hämpffi schweri Sorge für mich dernäbe gleit.

Doch hänt au mängs Blüemli gseh blüeha a mim Weg;
mängs Rösli gsehnt lüchle dur dicki Dornehäg.

Em Sunntig zue lüend's lüte. Verstohst de liebli Klang?
Ich freu' mi uf das Zeiche e ganzi Wuche lang.

Anna, Kling-Megert.

Die Ansiedelung im Walde.

Von Pietari Päivärinta.

Auf einer meiner Reisen führte mein Weg mich durch ausgedehnte, düstere Einöden. Auf dem halben Wege sollte ich eine Ansiedelung finden, hatte man mir gesagt. Es war Winter. Als ich das Gehöft verließ, wo ich gefüttert hatte, war es schon etwas spät am Nachmittage, und man riet mir daher in der erwähnten Ansiedelung zu nächtigen.

Es führte kein anderer Weg dahin als vereinzelte Spuren von Heu- oder Holzfuhrn, die sich in allen Richtungen kreuzten, so daß es schwer war, nicht irre zu fahren.

Ein heftiger kalter Wind sauste über die Fläche und piff durch die Wachholderbüsche, doch schneite es noch nicht. Die Gegend war den Winden stark ausgefegt, denn der Weg führte über Moore und kleine Seen oder durch Wald, den Waldbrände meilenweit verwüstet hatten, so daß er jetzt nur von vereinzelten verkrüppelten Birken und Wachholderbüschen bewachsen war. Der Grund zu diesen beständigen Waldbränden lag darin, daß es Kronswald war, weshalb die umliegenden Bauern es für ihr Recht ansahen, ohne weiteres große Strecken abzubrennen, um so ihre Viehweiden und die hier und da im Kronswalde belegenen Wiesenstücke zu verbessern. Kurz vorher war Tauwetter gewesen, weshalb die ganze offene Fläche ein einziges Eisfeld bildete und der Schlitten vom Winde beständig zur Seite geschleudert

wurde, was die Fahrt sehr erschwerte. Die Dämmerung nahm mit jedem Augenblicke zu, und der Wind wurde stärker, wobei es zugleich zu schneien anfang. Beständig spähte ich aus, ob die Ansiedelung sich nicht endlich zeigen wollte, aber vergebens. Nichts war zu erblicken, was auf die Nähe von menschlichen Wohnungen deutet hätte.

Ich fürchtete schon, daß ich mich in der Richtung versehen hätte, in der entseßlichen Einöde irre führe und mit meinem Pferde dem Sturme und der Kälte zum Opfer fallen würde. Ich ließ jedoch die Verzweiflung nicht Macht über mich gewinnen, sondern strebte aus allen Kräften vorwärts in der Richtung, welche mir die rechte schien, denn vom Wege war nichts mehr zu sehen.

Endlich zeigten sich fern am Horizont die Umrisse eines Waldes. Man hatte mir diesen als Wegweiser zur Ansiedelung bezeichnet, und er übte auf mich jetzt dieselbe Wirkung aus, wie eine Dase auf den Wüstenwanderer.

Dort ist die Ansiedelung, dachte ich, dort bekomme ich ein Nachtlager und brauche mich nicht dem Tode in Kälte und Finsternis auszusetzen.

Ich trieb das Pferd zu doppelter Eile an. Der Schnee fing jetzt an in so dichten Flocken zu fallen, daß ich auf einen Klaster Entfernung nichts vor mir unterscheiden konnte, und so

entschwand auch der Wald wieder meinen Augen. Ich hatte jetzt nur den Wind, um die Richtung bestimmen zu können. Nach einiger Zeit erreichte ich einen jungen Kiefernwald, konnte aber keinen Weg durch denselben entdecken. Ich war daher genötigt, mein Pferd an einen Baum zu binden und mich zu Fuß auf die Suche nach einem Wege zu begeben, und fand ihn dann auch schließlich. Ich leitete nun das Pferd auf den Weg, und nachdem ich eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, sah ich Licht durch die Bäume schimmern. Das ist das ersehnte Gehöft, dachte ich erfreut und hielt bald vor der Tür. Ein helles Feuer leuchtete durch das Fenster der kleinen neugebauten Hütte auf den Hof, und mich erfaßte beinahe ein Gefühl des Neides auf die Leute, die darinnen im sicheren Schutze vor Schnee und Unwetter saßen. Nachdem ich mein Pferd ausgespannt hatte, trat ich ohne Umstände ein, wünschte einen guten Abend und bat um Stallraum für mein Pferd. Einen Stall hatten sie jedoch nicht, denn auch ihr eigenes Pferd stand in einer Ecke, die von der Scheuer abgeteilt war, und dort fand sich kein Raum für ein zweites. Eine kleine alte Hütte könnten sie anbieten, aber die Tür wäre so niedrig, daß das Pferd nicht hindurchkäme.

Da indessen der Sturm und Schneefall so heftig waren, daß es mehr als gefühllos gewesen wäre, das Pferd ohne Schutz im Freien zu lassen, so fragte ich, ob ich nicht die Türöffnung so weit vergrößern könne, daß das Pferd hineinkäme. Dieses wurde mir zugestanden, und ich erhielt eine Art. Damit hieb ich einige Balken über der Türe fort, so daß ich Pferd und Schlitten unter Dach bekommen konnte. Ich setzte meinem Tier Heu und Wasser vor, und nachdem ich es so für die Nacht versorgt hatte, waren für den Augenblick die Sorgen des Lebens aus dem Wege geräumt, und ich konnte in die Stube treten, um die Bekanntschaft der Familie zu machen.

Jetzt, wo meine Gedanken nicht mehr von meinen eigenen Sorgen in Anspruch genommen waren, sah ich, daß in der Hütte die größte Armut herrschte. Die Fenster schlossen so undicht, daß der Wind weit ins Zimmer hinein blies, Schneeflocken mit sich führend, die unter dem Fenster förmliche Haufen gebildet hatten. An einem Ende der Stube stand ein kleiner Tisch und eine mit schlechten Betten versehene Bettstelle. Bei der Tür befand sich noch ein

zweites derartiges Bett, in das sich ein zerlumpeter, ungefähr siebenjähriger Knabe verkrochen hatte, um Schutz vor der Kälte zu suchen. Die Hausfrau schien noch jung zu sein, aber auch ein ungeübtes Auge würde sofort bemerkt haben, daß Sorgen und Kummer schon früh Furchen in ihre sonst regelmäßigen Züge gegraben hatten. In der Nähe des Herdes lag in einer Wiege ein kleines, augenscheinlich sehr krankes Kind. Wahrscheinlich hatte die Wiege ihren Platz so nahe am Herde erhalten, um das Kind vor der in der Stube herrschenden Kälte zu schützen. Außerdem befanden sich im Zimmer noch zwei Personen: ein alter grauhaariger Mann und ein altes Weib, offenbar die ältesten Bewohner des Hauses, Großvater und Großmutter. Sie schienen sich nicht im Geringsten um die Wechsel und Schicksale des Lebens zu bekümmern. Ihnen war es einerlei, ob es ihnen gut oder schlecht ging, denn sie hatten die Auffassung vom Leben, daß der Mensch auch mit dem besten Willen nichts daran ändern könnte. Diese ihre Philosophie wurde mir sofort klar, als ich ein Gespräch mit ihnen angefangen hatte. Und wer weiß, ob ihre Art, das Leben zu nehmen, nicht auch die beste ist, wenn man eine Neusiedelung anlegen will; denn bei solcher Auffassung macht man sich keine Sorgen über all' die Schwierigkeiten und Unglücksfälle, die unvermeidlich jeder Neusiedelung bevorstehen. Die Hauswirtin schien ihre Anschauungen nicht zu teilen, denn es war deutlich zu sehen, daß sie sorgen und leiden konnte.

Nachdem ich den Wirtskleuten Rede und Antwort gestanden, woher ich kam und wohin ich wollte, begann ich ein Gespräch mit ihnen. „Gibt es keinen jüngeren Mann im Gehöfte?“ fragte ich.

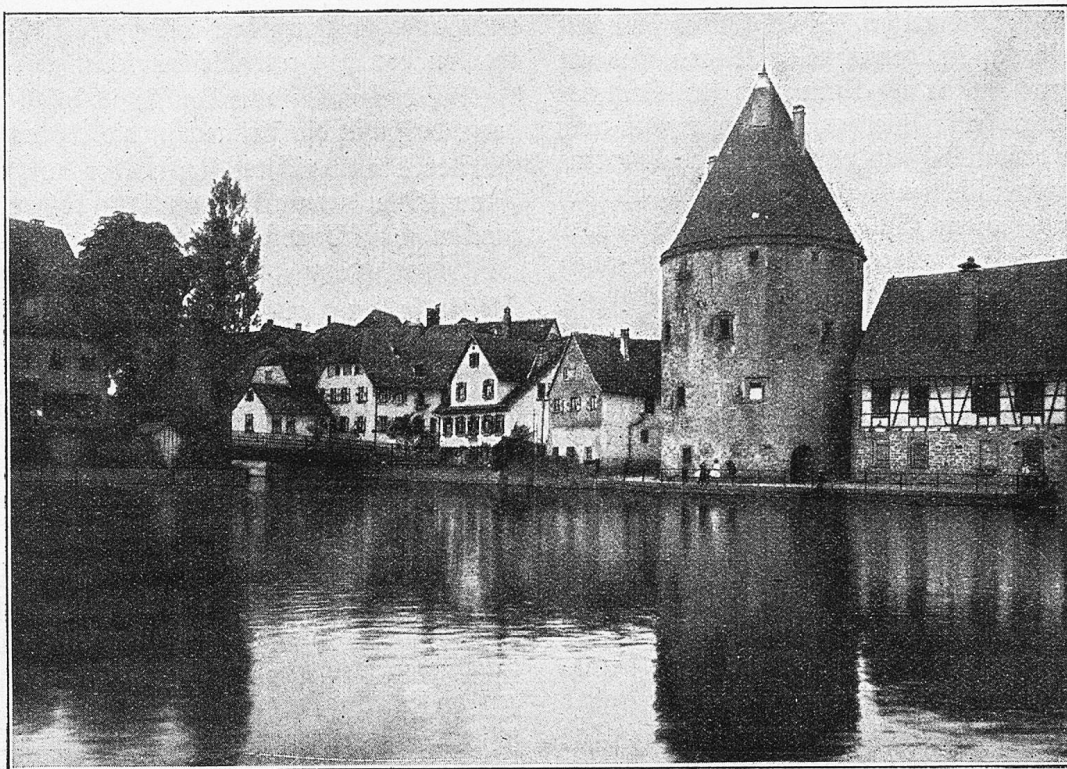
„Ja, mein Mann“, antwortete die Frau.

„Wo ist er denn, da er nicht zu Hause ist?“

„Er ist zu Hause, aber er ist noch am Leermaler und haut Holz zum Leer.“

„Herr Gott!“ rief ich, „in solchem Wetter und so spät! Fürchtet Ihr nicht, daß ihm ein Unfall zugestoßen?“

„Mein Heikki ist nicht gewöhnt, sich um das Wetter zu kümmern, noch ob es spät ist. Er arbeitet ohne Rücksicht auf Zeit und Wetter, so lange die Kräfte reichen, und wenn er müde wird, kommt er schon nach Hause“, sagte die Frau eifrig und schien dabei für den Augenblick alle Unruhe und Sorge zu vergessen.



Partie an der Enz mit dem Pulberturm (Baihingen an der Enz)

„Aber, wenn er in dem entsetzlich kalten Wetter und dem starken Schneefall umkommen sollte“, meinte ich wieder.

„Der Meiler liegt nicht weit vom Hause, im dichten Walde, so daß er gegen den Sturm geschützt ist. Er wird schon kommen, wenn er fertig ist. Ihr werdet schon sehen!“ sagte die Frau zuversichtlich.

„Wohnt Ihr schon lange auf diesem Hofe?“ fragte ich nun, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben.

„Ich habe hier angefangen“, antwortete der Alte sorglos.

„Habt Ihr Euch in jungen Jahren hier niedergelassen?“

„Weit gefehlt. Ich war schon nahe an 50 Jahre alt, als es mir einfiel, mir ein Gehöft aufzubauen. Ich hätte nur früher auf den Gedanken kommen sollen“, meinte der Greis gleichgültig und verließ mit seinem Weibe die Stube.

Ich setzte das Gespräch mit der Hauswirtin fort.

„Wer von Euch ist das Kind dieser beiden Alten, Ihr oder Euer Mann?“

„Ich bin es“, antwortete sie.

„Hatten Eure Eltern noch andere Kinder?“

„Ja. Wir waren unser zehn, aber neun sind gestorben.“

„Seid Ihr lange mit Eurem Heikki verheiratet?“

„Sechs Jahre.“

„Habt Ihr nur diese zwei Kinder gehabt?“

„Alles in Allem waren es vier, aber zwei sind gestorben“, sagte sie kummervoll.

„Euer jüngstes Kind ist sehr krank?“ fragte ich mit einem Blick auf die Wiege.

„Ja, Klein-Heikki ist sehr krank. Ich fürchte, auch er wird sterben“, sagte sie schwer seufzend.

Ich glaubte Anfangs, daß das junge Paar nachlässig in der Pflege seiner Kinder gewesen, da sie alle so früh gestorben waren, hielt es aber nicht für passend, ihre Last noch zu erschweren und sagte so vorsichtig wie möglich:

„Könntet Ihr nicht die Fenster dichter machen?“

Sie schien verstanden zu haben, wohin die Frage zielte. Sie zuckte zusammen und richtete einen durchdringenden Blick auf mich, während sie antwortete:

„Ach, guter Fremdling, Ihr kennt unsere Verhältnisse nicht. Mein Heikki ist weder träge noch nachlässig. Er arbeitet Tag und Nacht, so

weit seine Kräfte reichen. Hilfe hat er hier auf dem Gehöft nicht, denn meine Eltern sind alt und schwach. Nur ich kann ihm im Sommer helfen. Als Heikki hierher kam, war fast noch gar kein bebautes Feld vorhanden, denn meine Eltern waren schon alt, als sie herzogen, um sich mitten im wüsten Walde eine Hütte zu bauen. In diesen sechs Jahren hat Heikki unter angestrengter Arbeit schon recht viel Feld urbar gemacht und im vorigen Jahre hatten wir so gute Einnahmen, daß Heikki wagen konnte, die ganze Stube umzubauen, die wir in diesem Jahre gerade so weit in Stand gesetzt haben, wie Ihr seht. Im Herbst wollten wir auch das Häuschen ausbauen und die Stuben besser gegen das Wetter schützen; aber der Mensch denkt und Gott lenkt. In diesem Jahre war Mißwachs, so daß alle unsere Hoffnungen zu Nichte wurden und wir unseres ganzen Unterhalts beraubt wurden. Um unsere Abgaben zu bezahlen, mußten wir verkaufen, was wir nur irgend entbehren konnten. Jetzt versucht Heikki, Tag und Nacht Holz zum Teermeiler zu schaffen, damit wir etwas reines Korn bekämen, um es in das Vorkenbrod zu mischen. Vom Hausbauen kann schon gar keine Rede sein."

Diese gerade, ungekünstelte Rede zerstreute alle meine Zweifel.

Während des ganzen Gespräches war die Frau zärtlich um das kranke Kind beschäftigt.

Aber was wir auch sprachen, ich konnte mich nicht von meiner Unruhe über die Abwesenheit des Hauswirts befreien. Besonders jetzt, wo das Gespräch zu stocken begann, und meine Uhr auf Neun zeigte, nahm meine Besorgnis in hohem Grade zu, es möchte dem Manne ein Unglück begegnet sein. Ich wollte jedoch die Hausfrau nicht mehr durch meine Unruhe aufregen, daher schwieg ich. Bald darauf hörte man ein Geräusch in der Vorkammer, und zugleich trat ein mit Schnee bedeckter Mann in die Stube. Er schüttelte den Schnee ab, legte seine Axt und Handschuhe fort und ging, ohne mich zu bemerken, gerade zu Weib und Kind vor dem Herde.

"Wie steht es mit Klein-Heikki?" fragte er.

"Der arme kleine Heikki ist sehr krank; ich fürchte, er stirbt bald", sagte das Weib.

"Gott stehe uns bei!" sagte der betrübte, von der Arbeit ermattete Vater. Er ging zum Kleinen, hob das Tuch, das über seinen Kopf gedeckt war, auf, heugte sich über die Wiege und küßte mit seinen kalten Lippen die von der har-

ten Hand der Krankheit ausgepreßten Schweißtropfen von den totenbleichen Wangen.

Bei diesem Anblick konnte ich nicht verhindern, daß mir die Tränen in die Augen traten.

Der Mann richtete sich wieder auf, und die Frau sagte, vermutlich um ihm bemerkbar zu machen, daß Besuch da war:

"Weshalb bleibst Du bei dem schlechten Wetter so lange aus? Auch unser Gast fing an, sich ernstlich über Dein langes Ausbleiben zu beunruhigen."

Der Mann schien bei den letzten Worten zusammenzuzucken und fragte:

"Wer ist denn hier gewesen?"

Die Frau wies auf mich und sagte:

"Er ist noch hier."

Jetzt bemerkte mich der Mann und begann nach Bauernsitte mich auszufragen, woher ich käme, wohin ich zu fahren gedächte und wie ich auf diesen Weg geraten wäre. Nachdem er genügende Antwort erhalten, schien er zufrieden und sagte:

"Ja, das Wetter ist wirklich recht schlecht. Aber wir haben doch Vollmond, so daß man immerhin beim Schneegestöber so viel sehen kann, um Teerholz zu spalten. Man hat keine Zeit, die Hände ruhen zu lassen, wenn man bei diesen schweren Zeiten vorwärts kommen will."

Darauf begann er seine erstarrten Hände vor dem Feuer zu wärmen, während die Frau das Abendessen zurecht stellte. Sie nahm eine Schale aus dem Ofen, über die eine zweite als Deckel gestülpt war, und stellte sie auf den Tisch, ferner holte sie ein Stückchen schlechten Brodes hervor, einen Tropfen Milch, ein Salzfüßchen, und das Abendbrod war fertig. Ich aß von meinem Reisevorrat, während der Mann sein Abendbrot verzehrte; die übrigen hatten schon gegessen, bevor ich kam.

Ich warf einen Blick auf den Inhalt der Schüssel, es war Brei aus Baumrinde mit etwas Milch angerührt. Als der Mann sich zum Essen setzte, nahm er die Mütze ab, faltete die Hände und sprach ein Gebet: darauf brach er sein bitteres Brot, tauchte es ins Salz und verzehrte es mit dem Brei. Jetzt wurde der im Bette an der Tür schlafende Knabe lebendig; er sprang im bloßen Hemde aus dem Bette, lief zum Vater und bat: "Vater, Vater!"

Der Mann nahm ihn auf den Schoß, suchte einige Kleiderstücken aus dem Bette, um das

Kind hineinzumickeln, worauf sich Beide wieder an ihr Mahl setzten.

Mir tat der arme Junge leid, ich nahm aus meinem Speisefack ein halbes Weißbröbchen, strich Butter darüber, legte etwas Fleisch darauf und bot es ihm dar; aber der Knabe wollte sich auf keine Weise dazu bewegen lassen, es anzunehmen. Als er sich endlich dazu bereden ließ, hielt er das Butterbrot wie einen großen Leckerbissen vor sich hin und wagte nur von Zeit zu Zeit ein klein wenig davon zu schmecken. Dann hörte ich ihn leise zur Mutter sagen: „Heikki soll auch haben.“ — „Der arme Heikki kann nichts essen, er ist sehr krank. Ist Du nur selbst!“ antwortete die Mutter.

Welche Liebe zeigt doch der arme Junge für den Bruder, obgleich ihn selbst der Hunger genugsam quält, dachte ich für mich. Der Knabe aber, beruhigt von der Mutter Worten, ließ sich jetzt sein Butterbrot gut schmecken.

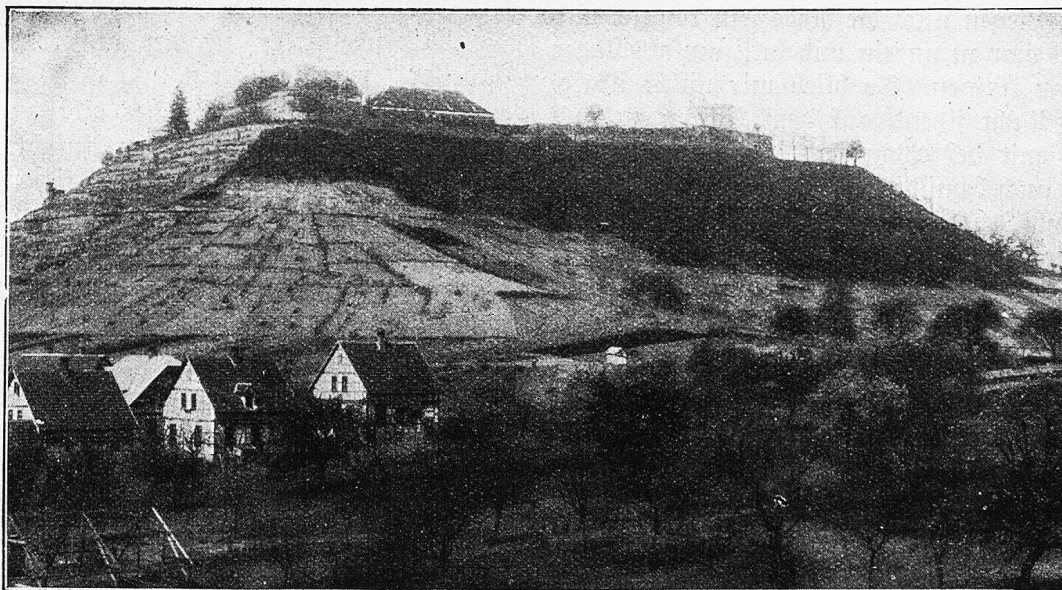
Bis jetzt hatte das Feuer den Anwesenden einigermaßen Wärme gegeben. Jetzt aber erlosch es allmählich, und zugleich wurde es ordentlich kalt. Die Frau schlug mir vor, zur Nacht zu den Alten in die Badestube zu gehen, die am Abend geheizt war. Die Hütte sei so kalt, daß ich es nicht aushalten würde, besonders da man mir kein Bett zu geben hatte. Ihr Vorschlag kam mir sehr gelegen, denn ich muß bekennen, ich hatte mich schon recht darüber beunruhigt, wie die Nacht verlaufen würde bei der Kälte, die im Zimmer herrschte.

Der Knabe wurde wieder zu Bette gelegt, das kleine Kind mit der Wiege näher an den Herd gehoben, um es die letzte Wärme genießen zu lassen, und die Mutter selbst setzte sich neben die Wiege, um nach dem kranken Kinde zu sehen. Ermüdet von des Tages Mühen legte sich der Mann auf Zureden der Frau auf sein Strohlager, während ich mich zur Badestube begab, meine Überkleider mit mir nehmend.

Das Wetter war unverändert schlimm. Es stürmte gewaltig und der Schnee fiel so dicht, daß es unmöglich war, einen Gegenstand zu unterscheiden. Zuvor sah ich nach meinem Pferde, welches sich glücklicherweise in so gutem Schutz befand, daß ich feinetwegen keine Sorge zu haben brauchte.

Als ich zur Badestube kam, fand ich, daß die Tür gegen die Windseite belegen war; sie war sehr undicht, und der Wind rüttelte und schüttelte sie. Ich versuchte sie zu öffnen, es ging aber nicht; ich klopfte und riß aus allen Kräften daran, aber kein Lebenszeichen war drinnen zu hören.

Mir wurde schon recht unbehaglich zu Mute, draußen in der Finsternis bei der scharfen Kälte, und ich versuchte daher, mit beiden Händen und all meiner Kraft die Tür auszuheben. Sie fing schon an nachzugeben, und von innen hörte man starkes Gepolter und Brechen. Zugleich rief eine heftige Stimme: „Was ist denn los?“



Der Höhenasperg

„Öffne die Tür dem Gast, man schickte mich hierher zum Schlafen,“ rief ich von außen.

„Warte einen Augenblick, bis ich die Tür öffne,“ antwortete wieder die Stimme des Alten von innen.

Darauf hörte ich, wie er auf die Diele kletterte und anfang, an der Tür zu arbeiten, wobei er seufzte und pustete, aber die Tür war und blieb verschlossen.

„Ich erfriere ja hier, so öffne doch!“ rief ich in meiner Not draußen.

„Ich kriege sie nicht auf,“ antwortete der Alte und riß und zog aus allen Kräften; endlich ging sie auf.

Als ich eintrat, sah ich, weshalb ich so lange hatte warten müssen. Anfangs hatte der Alte nicht gehört, daß Jemand draußen stand und klopfte, sondern geglaubt, es sei der Wind, der an der Tür riß, wie er den ganzen Abend getan. Da die Tür so undicht und unzuverlässig war, hatte der Alte sie mit Weiden und Schnüren an ein paar Schlittenkufen festgebunden, die zum Biegen zwischen ein paar Balken eingeklemmt waren, und hatte dieses so künstlich gemacht, daß er die Knoten nicht mehr lösen konnte, sondern sie abreißen mußte.

Die Badestube war sehr klein. Es war nicht daran zu denken, auf der Schmirbank einen Platz zu erhalten, da sie von den beiden Alten in Anspruch genommen und außerdem mit den erwähnten Schlittenkufen und anderem Holzwerk zu Gefäßen und Hausgeräten beladen war. Als Sitzgerät diente ein schmaler Balken, worauf von Biegen nicht die Rede sein konnte, und die Diele war zu unrein und kalt, um als Lager dienen zu können. So blieb mir nichts übrig, als die Nacht sitzend auf dem Balken zu verbringen mit der Wand als Lehne. Wie sehr ich mich auch bemühte, es wollte sich kein Schlaf einstellen. Ich begann daher ein Gespräch mit dem Alten.

„Ist es weit von hier bis zum nächsten Gehöfte?“

„Drei Meilen,“ war die Antwort.

„Da könntet Ihr ja bei einem plötzlichen Unglücksfalle auf gar keine Hilfe von Euren Nachbarn rechnen.“

„Nein. Hier muß man mit seinen eigenen Kräften auskommen,“ antwortete der Alte ruhig.

„Ihr habt gewiß viele schwere Tage in Eurem Leben gesehen?“ fragte ich weiter.

„Nun ja, aber es ging doch,“ meinte der Alte.

„Ihr habt viele Kinder verloren?“

„Neun.“

„Starben sie, bevor Ihr hierher kamt?“

„Ja, zwei von ihnen. Die übrigen sieben starben hier.“

„Vielleicht starben sie aus Mangel,“ wagte ich hinzuwerfen.

„Unsinn!“ sagte der Alte. „Unser Nachbar hat es viel schlechter gehabt als wir, und doch leben alle seine Kinder und sind gesund und rotbackig. — Das sind nur unnütze Gedanken. Wer kann dem Tode gebieten? Der Grund von unserer Kinder Tode war ganz einfach der, daß sie nicht lebten.“

So sprach der Alte gleichgültig und etwas verdrießlich.

Da ich merkte, daß dieses Thema dem Alten nicht behagte, ging ich auf andere Dinge über und fragte:

„Wer ist älter, Ihr oder Euer Weib?“

„Das Weib ist fast zehn Jahre jünger als ich“, antwortete der Alte.

„Ist die Hauswirtin Euer ältestes Kind?“

„Ja. Und Mühe genug hat es uns gekostet, einen Menschen aus ihr zu machen,“ sagte der Greis, gleichsam fürchtend, ich würde das vorherige Gespräch wieder aufnehmen.

„Euer Schwiegersohn scheint ein tüchtiger Mann zu sein.“

„Ja, gewiß. Er ist ein ordentlicher Arbeiter,“ meinte der Alte.

„Mir scheint, er ist ein außerordentlicher Arbeiter,“ wandte ich ein.

„Was nicht noch! Solcher gibt es Viele,“ sagte der Alte. Er schien der Ansicht, daß es auf einer Ansiedelung ganz natürlich war, daß Jeder aus allen Kräften für seinen und seiner Familie Unterhalt zu arbeiten habe.

„Ich fürchte, ihr krankes Kind wird sterben,“ sprach ich weiter.

„Da ist nichts zu fürchten. Wer nicht leben kann, stirbt,“ antwortete der Alte gleichgültig und schlief dabei ein. Bald hörte man ihn ruhig und friedlich schnarchen.

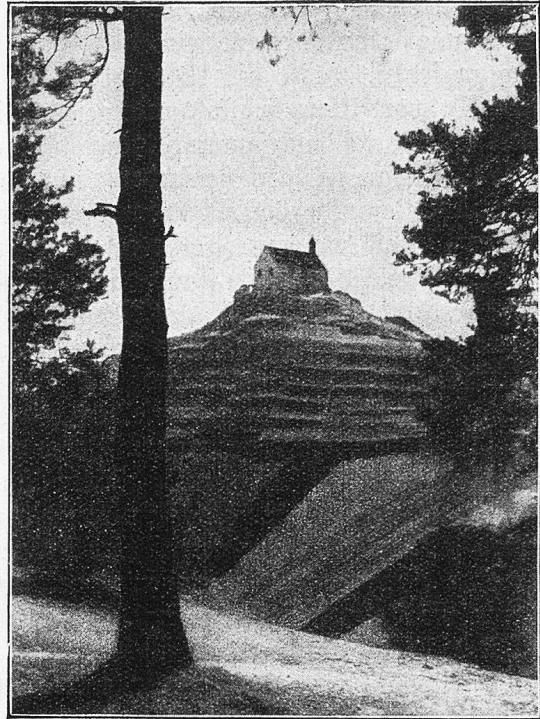
Gerne hätte auch ich Schlaf gefunden; aber er wollte sich nicht einstellen. Die gleichgültige Art des Alten, die Dinge anzusehen, drückte auf mein Gemüt. Die zärtlichen Eltern in der Hütte, ihr krankes Kind und die Schneeflocken.

welche drinnen tanzten, standen beständig vor meinen Augen.

Dann dachte ich an den Hauswirt. Es war ein stark gebauter, stattlicher und schlanker Mann mit regelmäßigen Zügen. Auf seinen Wangen fanden sich noch Spuren der Jugendrosen, wenn auch deutlich zu sehen war, daß der Schweiß der Arbeit fleißig versucht, sie fortzuspülen. Zugleich sah ich, daß auch seine Brust keine leere Höhle war, sondern daß er ein tiefes und warmes Gefühl für seine Familie hatte. Da fand ich auch, daß nicht äußerer Zwang ihn in dieses ärmliche Heim geführt hatte, um die Lasten dieses Lebens zu tragen, sondern daß sich dazu eine innere, tiefere Ursache fand, die Liebe zu seinem Weibe. Und er war dieser Mahnung gefolgt und trug ohne Klage die Last, die sie ihm auferlegt.

Alles dieses wälzte sich in meinem Gehirn, und der Schlaf wollte nicht kommen. Ich entzündete ein Streichhölzchen und sah nach meiner Uhr. Es war halb zwei. Ich hätte gerne gewußt, ob in der Wohnstube noch Licht brannte, aber die Badestube hatte nach der Seite kein Fenster, und die Tür war wieder festgebunden, so daß ich sie nicht aufbekam. Ich nahm daher wieder meinen Platz auf dem Balken ein, stützte mich an die Wand, und schlief schließlich doch ein. Mir träumte, ich war in der Hütte beim Kinde und den Eltern. Der Sturm war doppelt so heftig als am Abend, und die Schneeflocken tanzten noch einmal so dicht in der Hütte. Das Kind war sehr krank, und Vater und Mutter saßen betäubt neben der Wiege. Da riß ein gewaltfamer Stoß die Tür auf und ein gewaltiges Schneegefloß erfüllte die Hütte und wirbelte in wildem Jagen drinnen umher. Die Mutter faltete die Hände und betete, aber der Vater fiel neben der Wiege auf die Knie, beugte sich über sie und drückte einen Kuß auf die leichenblaffen Wangen des kranken Kindes.

Jetzt trat durch die Tür eine weiße, durchsichtige Gestalt mit schönen Flügeln an den Schultern. Sie sah so ätherisch aus, daß sie den Boden kaum zu berühren schien. Die Gestalt schritt gerade auf die Wiege zu, beugte sich über dieselbe und hüllte sie vollständig ein. Als sie sich wieder aufrichtete, sah ich, daß sie das Kind vorsichtig unter ihre Flügel gelegt hatte. Auch die trauernde Mutter sah es. „Herr Gott, wohin bringst Du mein Kind?“ rief sie. „Dorthin, wo keine Schneeflocken mehr tanzen und



Die Wurmliinger Kapelle

der Vater nicht mehr den Schweiß von seiner Stirn fortzuküssen braucht.“

Da lächelte die Mutter schmerzlich.

Nun verschwand die Gestalt und die Schneeflocken so schnell durch die Tür, daß diese wieder hinter ihnen zugeschlagen wurde. Ich eilte hinaus, um zu sehen, wohin sie zogen, und sah dann, daß die Gestalt mit dem Kinde durch die Schneeflocken aufwärts schwebte, höher und höher.

Ich folgte ihnen mit den Augen, so lange ich konnte, schließlich aber verschwanden sie. Der Wind heulte in den Wipfeln der Bäume und um die Ecken der Gebäude und ich hörte in seinem Säusen den Gesang: „Preis und Ehre sei Gott dem Herrn von Ewigkeit zu Ewigkeit!“

Als ich erwachte, war der Alte schon auf und schnitzte Späne beim Scheine eines Kienspans. Das Weib war auch schon auf und strickte an einem Strumpf. Gern hätte ich noch meinen schönen Traum fortgeträumt, aber ich war schon ganz munter. Er stand so klar vor meinen Augen und ich ahnte, daß das Kind gestorben war.

„Seid Ihr in der Stube gewesen?“ fragte ich den Alten.

„Was nicht noch! Was habe ich dort zu tun?“ antwortete er gleichgültig.

„Sehen, ob das Kind noch lebt.“

„Es mag leben oder tot sein, was habe ich danach zu sehen,“ sagte der Alte ruhig.

Die Antwort klang herzlos und gleichgültig. Schnell kleidete ich mich an und ging hinaus. Das Wetter war ruhiger geworden, und der Schneefall hatte aufgehört. Es begann zu tagen. Nachdem ich nach meinem Pferde gesehen, ging ich in die Hütte. Die Wiege stand auf derselben Stelle vor dem Herde, wo sie am Abend hingestellt worden war, ein Rienspan brannte noch in einer Spalte des Ofens und ein großer Haufen Kohlenflocken unter demselben bewies, daß er die ganze Nacht gebrannt. Vater und Mutter saßen an der Wiege und blickten starr auf sie nieder. Sie schienen gleichsam versteinert.

Man sah deutlich, daß ein reichlicher Tränenstrom ihre Wangen herabgeflossen war, aber jetzt war die Tränenquelle versiegt.

„Ist das Kind tot?“ fragte ich leise.

„Klein-Heikki weilt nicht mehr unter den Lebenden,“ sagte die Mutter bekümmert.

Bei diesen Worten richtete ich zufällig meine Blicke auf das Antlitz des Vaters. Ich sah, wie sein männliches Angesicht von krampfhaftem Zucken verzogen wurde. Ein Tränenstrom drängte sich auch aus meinen Augen.

Ich spannte mein Pferd vor den Schlitten und setzte meine Reise auf den verschneiten und verwehten Wegen weiter fort. Während der ganzen langen Reise stand das traurige Bild aus der Ansiedelung lebhaft vor meinen Augen und hat mich seitdem nie verlassen.

Während der langen Fahrt bis zum nächsten Gehöft beschäftigte mich der Gedanke:

Wenn Reiche und Länder durch Krieg erobert werden, so kostet es unendlich viel Menschenblut und zahllose Menschenleben. Aber wieviel Menschenleben hat wohl Finnlands Eroberung für Kultur und Zivilisation gekostet? Auf diese Frage kann uns keine statistische Tabelle Antwort geben.

Die Toten-Bäume von Ravello.

Von Dr. J. Job.

Wenn ich meinem Heimatdorfe, in dem ich meine Kinderjahre verbrachte, jemand gestorben war, so legte man ihn in den „Totenbaum“. Das Wort Sarg war, zum mindesten den Alten, wie z. B. meinem Vater, völlig ungeläufig. Das stille Haus, das der letzten Erdenfahrt diente, stand ihnen noch in nächster Beziehung zu dem Baume, aus dem es gezimmert war, die sechs Bretter waren der Baum des Toten, der Totenbaum. Hatte doch nicht selten ein solcher Baum den Toten begleitet durch sein Leben hindurch. Bei seiner Geburt hatte der Vater freudig im Garten ein junges Bäumchen gepflanzt, sein Wachsen und Blühen sollte das Wachsen des Kindes bedeuten. Sie wurden zusammen groß, wurden zusammen alt, und oftmals diente das Holz des Stammes dem zur Ruhe gekommenen Wanderer als letzte Behausung. Es war ein inniger Brauch, so im Leben und im Sterben mit diesem Baume verwachsen zu sein.

Lebhaft erinnere ich mich, wie einst unserem Nachbarn ein kleines Kindlein starb, und wie er beim Abendläuten selbst das kleine Sarglein zum Friedhof trug. Damals rief meine Mutter erstaunt: „Ach, wie traurig, er trägt das Totenbäumlein selbst“, und leiser fügte sie

hinzu: „er mochte es wohl niemandem sonst in die Hand geben.“ Wie viel schöner klang doch dieses Wort als das ausdrucksarme Sarg.

Lange hatte ich dies schöne Wort meiner Jugendzeit schon vergessen und mich an das neue und kürzere gewöhnt. Da fiel es mir lezt-hin plötzlich wieder ein.

Ich weilte ein paar Tage in dem hochgelegenen Normannen-Städtchen Ravello. Und da fand ich den aussichtsreichen Weg, der sich längs des Berghanges hinzog, links und rechts mit grünenden Bäumchen besetzt. In zwei langen Reihen standen sie da, jedes von einem engen Hüglein gerade gehalten. An jedem dieser Hüglein, der Straße zugewendet, ein Täfelchen. Erstaunt schaute ich nach der Schrift. Da las ich auf jedem den Namen eines Toten. Allen den im Kriege gefallenen Bürgern und Einwohnern des Städtchens war hier zur Erinnerung ein solches Bäumchen gepflanzt worden, ein Toten-Bäumchen. Und wie schön die langen Reihen schlanker Stämmchen waren, ihr Anblick stimmte traurig. So viele Leute aus diesem kleinen Städtchen hatten ihr Leben hergeben müssen! Warum? Um dem Vaterland ein neues Stück Land zu gewinnen, eine neue Grenze zu ziehen.